

Gerhard Härle

Authentizität gibt es nicht – aber sie kann sich ereignen

– Ungekürzte Version –

Zitierweise der hier vorliegenden Fassung des Aufsatzes:

Gerhard Härle: Authentizität gibt es nicht – aber sie kann sich ereignen.
Ungekürzte Fassung 2014. Als PDF-Datei veröffentlicht unter
<https://www.ph-heidelberg.de/haerle/persoenliches/publikationen-1/>
[Angabe des Nutzungsdatums]

Der Beitrag wurde in einer gekürzten Fassung unter demselben Titel publiziert
in der Fachzeitschrift des Ruth Cohn Institute for TCI-International:

Themenzentrierte Interaktion / TZI. Theme-Centered Interaction / TCI.
28. Jahrgang, 2014, Heft 2, S. 23-47.

ISSN 0934-5272

© Prof. Dr. Gerhard Härle
Pädagogische Hochschule Heidelberg
Keplerstraße 87
D-69120 Heidelberg

Alle Rechte für die Online-Version liegen beim Verfasser.

Gerhard Härle

Authentizität gibt es nicht – aber sie kann sich ereignen

SPRACHE

Warum kann der lebendige Geist dem Geist nicht erscheinen!

Spricht die Seele so spricht ach! schon die *Seele* nicht mehr.

(Friedrich Schiller 1797)

1 Störung der Eintracht

Am besten gebe ich es gleich zu: Wie alle Welt spreche ich gern von *Authentizität* und weiß doch ebenso wenig wie alle Welt, was *Authentizität* ist. Zwar möchte man zu diesem quecksilbrigen Phänomen mit Faust sagen: „Wenn ihr’s nicht fühlt, ihr werdet’s nicht erjagen“, aber bei Lichte besehen gibt es kaum Gewissheit, allenfalls einige Markierungspunkte, mit deren Hilfe man sich seiner Bedeutung annähern oder sie umkreisen kann (vgl. Krämer 2012, S. 16). Als gesichert darf gelten, dass *Authentizität* ein Begriff mit Konjunktur ist. Es herrscht ein weit verbreitetes *Begehren nach Authentizität* und dem *Authentischen*, und den damit einhergehenden Erwartungen an Sprache, Habitus und Wirkung kommt eine hohe Wertschätzung zu. Mehrere Disziplinen der Wissenschaft – in unserem Kontext vor allem Philosophie, Literatur- und Kulturwissenschaft und Psychologie – haben sich seit dem ausgehenden 20. Jahrhundert zunehmend der Auseinandersetzung mit diesem Begriff zugewandt und auch der immer quicke Ratgebermarkt lässt sich die Chance auf ein Geschäft mit der *Authentizität* nicht entgehen. Wo sich in diesem Zusammenhang der *Authentizitäts-Diskurs der TZI* verorten lässt, sei zunächst dahingestellt.

Eine Sichtung der einschlägigen Literatur, die angesichts der Masse an Belegen notwendig sehr selektiv ausfällt, bringt schnell zutage, dass der Begriff *Authentizität* samt seinen Ableitungen zumeist so verwendet wird, als wüssten alle, was er bedeutet. In Wahrheit jedoch ist er kaum definiert oder definierbar; der geradezu inflationäre und weitgehend einverständige Gebrauch verdeckt dieses Defizit. Susanne Knaller fasst dies in ihrer umfassenden, von mir dankbar genutzten Authentizitätsstudie *Ein Wort aus der Fremde* lakonisch zusammen:

Das Vertrackte des Authentizitätsbegriffs scheint u. a. darin zu liegen, dass er ermöglicht, empirische, interpretative, evaluative und normative Momente auf eine kaum aufschlüsselbare Weise miteinander zu kontaminieren. Das erklärt auch, dass viele ihn verwenden, ohne sonderliche begriffliche Anstrengungen auf sich zu nehmen: Sie setzen ihn als nicht weiter erläuterungs- oder erklärungsbedürftigen Letzt- oder Argumentationsstoppbegriff ein. (Knaller 2007, S. 9)

Auch wenn der Neologismus „Argumentationsstoppbegriff“ eine nicht gerade nachahmenswerte Wortschöpfung darstellt, weist er doch pointiert darauf hin, welche Macht eine Begrifflichkeit entfalten kann, die gewissermaßen als über jede argumentative Frag-Würdigkeit erhaben gebraucht wird: An ihr endet die Verständigung, bevor sie überhaupt begonnen hat. Solche Begriffsverwendungen machen sich verdächtig, *ideologisch* zu sein, weil sie eher der Identitätsstiftung für eine Gemeinde der Übereinstimmenden als der kritischen Reflexion selbständig denkender Individuen dienen. Da dies in einer Art stillschweigender kollektiver

Verständigung (besser gesagt: Verdrängung) geschieht, fällt der Mangel an begrifflicher Genauigkeit nicht nur nicht auf; vielmehr ist zu gewärtigen, dass seine Thematisierung als überflüssig, lästig oder als Störung empfunden wird. Hierin liegt im Sinne der TZI eine Chance.

Die Ungewissheiten des Begriffs beginnen bereits bei der Verortung von *Authentizität* in der Wortsemantik. Versucht man, seine Bedeutungsfelder durch Synonyme und Antonyme zu präzisieren und zusätzlich durch Anwendungsbeispiele zu differenzieren, entdeckt man eine merkwürdige *Unbestimmtheit*, die sich zugleich als *Überbestimmtheit* auswirkt:

	Synonyme	Antonyme	Anwendungsbeispiele
authentisch	echt	unecht, falsch	deskriptiv: „Echtes Geld“ (im Ggs. zu Spiel- oder Falschgeld) interpretativ: „Ein echter Rembrandt“ normativ: „Nur echt mit dem Gütesiegel“
	wahr	unwahr, falsch	deskriptiv: „Es ist bewiesen“ interpretativ: „Eine wahre Geschichte“ normativ: „Die Wahrheit wird euch frei machen“ (Paulus)
	wahrhaftig, ehrlich	unwahrhaftig, unehrlich, lügnerisch	deskriptiv: „Ich versichere dir, dass ...“ interpretativ: „Zeugen bestätigen, dass ...“ normativ: „Die Wahrheit und nichts als die Wahrheit“ (Eidesformel)
	glaubwürdig	unglaubwürdig, zweifelhaft	deskriptiv: „Aus meiner Sichtweise ist diese Aussage glaubwürdig“ interpretativ: „Die Argumente sind plausibel“ normativ: „Glaubwürdigkeit ist ein hohes Gut“
	zum Selbst gehörend, eigen	an der Peripherie, außerhalb des Selbst, fremd	deskriptiv: „Mein Name ist ...“ interpretativ: „Meine Kindheit war schwierig“ normativ: „Sei authentisch!“

Je nach Verbindung mit einem Verb changiert das Adjektiv *authentisch*, dem die skizzierte semantische Polyvalenz hinterlegt ist, zwischen mindestens drei Bezugs-Dimensionen:

- authentisch *sein* – als Qualifizierung einer Eigenschaft oder eines Habitus
- authentisch *sprechen* bzw. *handeln* – als Qualifizierung einer Äußerung oder Handlung
- authentisch *wirken* – als Qualifizierung einer Interaktion oder Wahrnehmung

Authentizität bezieht sich je nach Gebrauchssituation auf das Selbstverhältnis, auf das Handeln und auf das Wahrgenommenwerden einer Person und ist dabei von einer Vielzahl von Konnotationen umlagert. Er spannt sich aus zwischen den Polen konstativer Deskription einerseits und normativer Ethik andererseits, wobei die deskriptive Dimension sich nach Sybille Krämer vor allem auf die ursprüngliche Begriffsverwendung zurückführen lässt, die unter *Authentizität* die „Eigenschaft eines Produktes, dessen Urheber sich ermitteln und identifizieren lässt“ [griechisch *authentik[is]*], versteht und dieser „materialen Authentizität“ die „personale Authentizität“ als normative Dimension gegenüberstellt, in der die Idee der „Echtheit“ und Glaub-

würdigkeit einer Person“ leitend ist (Krämer 2012, S. 16).¹ *Authentizität* könne sich nur „im Wechselspiel zwischen materialen *und* personalen Aspekten“ entfalten (Krämer 2012, S. 19; ähnlich differenziert auch Luckner 2007, S. 9 f.).

Während Krämer eher aus der Begriffsgeschichte argumentiert, weist Aleida Assmann auf die inhärente differenztheoretische Dimension des Authentizitätsbegriffs hin:

Aufrichtigkeit und Echtheit sind Differenzbegriffe, die ihren Sinn aus der Verbindung mit ihrem Gegensatz beziehen. Gleichzeitig handelt es sich um Werte, die aus der expliziten Negation ihres Gegenteils destilliert werden. Deshalb führen diese Werte stets untrennbar den Schatten ihres Unwerts mit sich. Die Anerkennung des Werts schließt dialektisch die Verdammung des Unwerts mit ein und führt zu einem misstrauischen Blick, der einen möglichen Spalt und Widerspruch einkalkuliert zwischen einer inneren Verfassung und ihrer äußeren Darstellung bzw. zwischen der manifesten Erscheinungsform einer Sache und ihrem wirklichen Wert. (Assmann 2012, S. 29).

Mit dieser Skizze der Begriffsverwendung ist das weite Feld nur annähernd umrissen, in dem *Authentizität* wirksam wird, ohne dass die Sprachnutzer sich selbst oder ihrem Gegenüber normalerweise Rechenschaft über die jeweils gemeinten Bedeutungsfacetten ablegen.

2 Authentizität im TZI-System

Die TZI-Literatur und die – dies sei hypothetisch angenommen – sich in ihr spiegelnde TZI-Praxis machen von der unbekümmerten Begriffsverwendung keine Ausnahme, im Gegenteil: Sie bestätigen den allgemeinen Usus geradezu exemplarisch. Dabei macht ein kursorischer Vergleich von TZI-spezifischen Äußerungen zur *Authentizität* rasch sichtbar, dass hinter der scheinbar übereinstimmenden Begriffsverwendung bei unterschiedlichen AutorInnen keineswegs dieselben Bedeutungen des Begriffs gemeint sein *können*. Diese Divergenz tritt jedoch weder explizit in Form einer Auseinandersetzung noch implizit in Form der Selbstrelativierung zutage. Allein das An- und Aussprechen des Wortes *authentisch* scheint in der TZI-Community einen gewissen Zustimmungseffekt auszulösen, der nicht darauf zurückzuführen ist, dass die Kommunizierenden tatsächlich in der Sache einer Meinung sind, sondern dass sie sich in demselben Diskursfeld bewegen und sich in ihm ihrer Zusammengehörigkeit versichern. In diesem Diskursfeld (man könnte es auch als Ideologem bezeichnen) gilt *Authentizität* als gesetzte ethische Zieldimension und kann somit im Sinne Knallers als „Argumentationsstoppbegriff“ fungieren. Etwas polemisch gesagt: Der Begriff funktioniert offenbar bestens als *Shibboleth* der Zugehörigkeit, nicht jedoch als Auslöser einer gemeinsamen verständigungsorientierten intellektuellen Anstrengung. Dies lässt sich an einer besonders kuriosen Realisierung dieser Übereinstimmung veranschaulichen: Unter der pfiffigen Überschrift *Aufdringlich authentisch* stellt Markus Rieger in einem Aufsatz provozierende „Beobachtungen zum TZI-Habitus“ an (Rieger 2000), wobei offenbar weder dem Autor noch der TZI-Zeitschriftenredaktion noch der Leserschaft aufgefallen oder als Problem bewusst geworden zu sein scheint, dass nirgendwo in dem gesamten Beitrag das Adjektiv *authentisch* oder der Begriff

¹ Der in der zeitgenössischen Informatik verwendete Begriff der „Authentifizierung“ kehrt dieses Verhältnis geradezu um, weil hier nicht ein Autor die *Authentizität* eines Dokuments beglaubigt, sondern ein Dokument – nämlich die „digitale Signatur“ – dem unzweifelhaften Identitätsnachweis einer Person und der Abwehr von Betrug oder Missbrauch dient. (vgl. <http://de.wikipedia.org/wiki/Authentifizierung> [verifiziert: 30.08.2014]).

Authentizität auftauchen und dass es auch keinerlei Hinweise auf das „Aufdringliche“ an ihm gibt. Es scheint im Diskursfeld dieser Publikation demnach eine dermaßen unbezweifelbare Übereinstimmung darüber zu herrschen, dass *TZI-Habitus* und *Authentizität* eng miteinander verwoben sind, dass niemand mehr danach fragt, ob und wie diese beiden Dimensionen zueinander passen und ob und wie sie sich überhaupt „aufdringlich“ äußern könnten.

Auch wenn ich authentischer Weise zugeben muss, dass mir selbst auf Grund meiner „TZI-Sozialisation“ dieses Defizit erst aufgefallen ist, als ich Riegers Beitrag erneut unter der Prämisse des hier verhandelten Themas las und ich offenbar tief innerlich ebenfalls dieser stillschweigenden Annahme zuneige (inklusive des ihr anhaftenden „aufdringlichen“ haut goût), halte ich es doch für gleichermaßen notwendig wie lohnend, dem Begriff der *Authentizität* und dem von ihm bezeichneten Phänomen auf die Spur zu kommen, dem naiven Gebrauch eine nachdenkliche Verwendung gegenüberzustellen und somit den Authentizitäts-Diskurs – auch innerhalb des TZI-Systems – aus der ideologischen Selbstverständlichkeit in seine Reflexivität zu überführen. Dass ich mit meinen Ausführungen dieses hochgesteckte Ziel nur im Sinne von Anregungen anvisieren, nicht aber erreichen werde, will ich hier ebenfalls authentisch einräumen.

Gemessen an seiner ubiquitären Wirkung muss man feststellen, dass der systematische Ort des Authentizitätsbegriffs im Gesamtkonzept der TZI alles andere als prominent ist. Die explizite Begriffsverwendung taucht in den „Fundierungsschriften“ Ruth C. Cohns nur in der Reihe der so genannten „Hilfsregeln“ auf.² Ein zweiter Kontext, in dem häufig von *Authentizität* die Rede ist, ist das Konzept des „Partizipierenden Leitens“. Damit gehört der Begriff zur Praxeologie, nicht zur Theorie der TZI und nimmt – im Gegensatz zu seiner Wirkung – eigentlich einen eher randständigen Platz ein.

2.1 *Authentizität in der Hilfsregel*

Die „Urformel“ der entsprechenden Hilfsregel lautet:

Sei authentisch und selektiv in deinen Kommunikationen. Mache dir bewusst, was du denkst und fühlst, und wähle, was du sagst und tust. (Cohn 1975, S. 125)

Die Satzstruktur entspricht einem Grundzug im Denken Ruth Cohns; sie bezeichnet eine dialektische Bewegung, die so abstrahiert und generalisiert werden kann: ‚Nimm wahr und entscheide‘. Damit lässt sich die Aufforderung im Sinne der Psychoanalyse als ein Appell an das ICH lesen, zwischen den ihm bewussten divergenten Strebungen der Gesamtpersönlichkeit eine Wahl zu treffen und für sein Sprechen und Handeln die Verantwortung zu übernehmen. Die Formel legt ausdrücklich *nicht*, wie es ihre Rezeption wiederholt verfälscht, nahe, dass ein möglichst hohes Maß an *Authentischsein* anzustreben ist. Dennoch initiiert die Kopula „und“ das Missverständnis, dass das „sei authentisch“ und das „sei selektiv“ zwei kongruente Bewegungen wären, die organisch auseinander erwachsen. Tatsächlich aber entstammen sie zwei unterschiedlichen Erkenntnisbereichen: *authentisch* sein gehört der psychischen Sphäre an, in der unbewusste, verdrängte und tabuisierte Anteile wesentliche Faktoren bilden, die sich dem

² Zur problematischen Rolle der Hilfsregeln im TZI-System vgl. die kritische Aufarbeitung von David Keel 2009.

Zugriff des „mache dir bewusst“ entziehen; *selektiv* sein gehört der kognitiven Sphäre an, in der situations- oder zweckrationale Entscheidungen getroffen werden. Während die Kriterien der Selektivität also im sozialen Außen liegen, liegen die Kriterien der *Authentizität* im Innern der Person und entbehren der Überprüfbarkeit – auch durch das Individuum selbst. Dies schafft bezogen auf das Wechselspiel von *Authentizität* und *Selektivität* eine paradoxe Spannung, die letztlich unauflösbar ist. Lässt man der Intention der Hilfsregel Gerechtigkeit widerfahren, wird man zugestehen müssen, dass sie nicht mehr kann oder will als genau durch diese paradoxe Struktur *generativ* zu wirken – also Bewusstheit nicht vorauszusetzen, sondern Bewusstwerdung anregen zu wollen.³

Der Appell steht implizit in gedanklichem Zusammenhang mit dem *Chairperson-Postulat*, das Cohn ebenfalls mit einer imperativischen Umschreibung erläutert: „Sei, der du bist, denn du bist ein Werdender“ (Matzdorf, Cohn 1992, S. 68 und öfter in vielen Varianten). Das hier an- und ausgesprochene „Zusichkommen“ oder „Selbstsein“ des Menschen impliziert eine Option auf oder ein Begehren nach Bewusstheit seiner selbst, auf Selbst-Bewusstsein also, wie es auch in der Existentialontologie angelegt ist.⁴ Dies wäre der Kern, aus dem heraus sich die je individuelle Authentizität entfalten kann, denn ohne den Maßstab des Bewusstseins seiner selbst kann der Mensch weder authentisch noch unauthentisch sein: Wenn *Authentizität* so gedacht wird, muss sie sich grundsätzlich in einer binären Ja-Nein-Opposition an einem normativen Fixpunkt erweisen – „ein bisschen authentisch“ gibt es ebenso wenig wie „ein bisschen schwanger“.

Als Imperativ formuliert ist der Appell „Sei authentisch!“ paradox. Nimmt man ihn tatsächlich ungebrochen als imperativische Normierung ernst, entkleidet man ihn also seiner dialektischen Spannung, dann lässt er sich in eine Reihe mit anderen widervernünftigen Imperativen stellen wie „Sei witzig!“, „Sei satt!“, „Sei verliebt!“.⁵ Als echter Imperativ formuliert, kann „Sei authentisch!“ nur funktionieren als Synonym für „Sei ehrlich!“ (im Sinne von „Lüge nicht!“), insofern sich „Ehrlichkeit“ an der Übereinstimmung zwischen Ausgesagtem und Gemeintem überprüfen lässt – wobei mit der konstruktivistischen Erkenntnistheorie auch hier gefragt werden muss, ob es solche Übereinstimmungen als gleichsam objektive Tatbestände überhaupt geben kann. Aber auch ohne diese Relativierung leuchtet unmittelbar ein, dass *Authentizität* bei weitem nicht in *Ehrlichkeit* aufgeht und auf eine umfassendere Bestimmung des Echten, Wahren und Unverstellten abhebt.

³ Es entspricht keineswegs dem Denken Ruth Cohns, den Appell-Teil „sei authentisch“ losgelöst vom Kontext als absolute Norm zu lesen. Möglicherweise ist die Formulierung ursprünglich viel ‚naiver‘ gemeint, wie es andere Umschreibungen der Art ‚Sage nicht alles, was du weißt, aber wisse alles, was du sagst‘ nahelegen.

⁴ In Heideggers Hauptwerk *Sein und Zeit* wird der Anspruch an *Authentizität* durch die Emphase der „Eigentlichkeit“ eingelöst. In der Existenzphilosophie Sartres hingegen gilt *Authentizität* als „Seinsideal“, das der Mensch nicht erreichen kann, weshalb seine behauptete „Ehrlichkeit“ eigentlich unehrlich sei (Sartre 1995, S. 140 f.).

⁵ Erstaunlicherweise führt die Informationsseite des Ruth-Cohn-Instituts im Internet zwei der acht Hilfsregeln mit einem Ausrufezeichen explizit als Imperative auf: „3. Sei authentisch und selektiv in deinen Kommunikationen!“ und „8. Nur einer zur gleichen Zeit bitte!“ Die anderen Hilfsregeln schließen mit einem Punkt als einfache Sätze ab, obwohl auch sie als Aufforderungen formuliert sind. Ob hier redaktionelle Unachtsamkeit oder tiefere Bedeutung waltet, sei dahingestellt (RCI o.J.).

Wegen ihres imperativischen Charakters kritisiert auch David Keel mit Bezugnahme auf Funke und Raguse die Funktion der Hilfsregeln insgesamt, durch die „Selbstverantwortung und Freiheit mittels Imperativen vermittelt“ würden, und stellt ihnen die von der TZI intendierte Förderung „des authentischen Selbst“ gegenüber (Keel 2009, S. 198 f.), wobei er auf den Authentizitätsappell der entsprechenden Hilfsregel nicht eigens eingeht.

2.2 *Authentizität im Konzept des Partizipierenden Leitens*

Während der Authentizitätsappell der Hilfsregel sich an *alle* Interagierenden im Gruppengeschehen wendet (Keel [2009, S. 196] ordnet ihn dem Bereich der „Selbstorganisation und Selbstleitung“ zu), fokussieren viele TZI-Texte auf die Forderung nach *Authentizität* und *Selektivität* besonders für die Leitperson. Auf der bereits zitierten Informationsseite des RCI im Internet wird beim Konzept des Partizipierenden Leitens das Verhältnis der beiden Pole allerdings nicht als dialektisches Bedingungsverhältnis sichtbar, sondern als schlichte, im Vergleich mit der Hilfsregel sogar umgekehrte Reihung:

Der Leiter/die Leiterin versteht sich als Teil des Systems, ist also zugleich TeilnehmerIn und LeiterIn. Als TeilnehmerIn verhält er/sie sich modellhaft im Sinne der Postulate und bringt sich selbst *selektiv und authentisch* mit seinen Gedanken und Gefühlen ein. (RCI o.J.; Hervorhebung von mir, G.H.)

Der eher in der *Teilnehmenden-Rolle* angesiedelte Aspekt der Partizipation gilt als „Modell“, wie sich TZI geschulte Menschen in Gruppen einbringen (können? dürfen? sollen?), nämlich „selektiv und authentisch“. Cohn selbst begründet die Authentizitätsanforderung an den *Leiter* mit seiner „pädagogisch therapeutischen Helfer“-Rolle, für die er „in sich selbst echt [...] und kongruent in seinen Aussagen“ sein soll (Cohn 1975, S. 188). Im Handbuchartikel zum *Partizipierenden Leiten* kommt ebenfalls der „Handhabung von *selektiver Authentizität* [...] zentrale Bedeutung“ in der Realisierung des Handlungsprinzips des „Partizipierenden Leitens“ zu; sie diene dem „Abbau autoritärer und antiautoritärer Haltungen“ (Hintner et al. 2009, S. 183).

Auch im Aufsatz *Gefühle beim Leiten*, in dem sich Hermann Kügler anschaulich mit dem Konzept des Partizipierenden Leitens auseinandersetzt, erhält *Authentizität* einen hohen Stellenwert, wobei Kügler, wie auch Hintner et al., das dialektische Verhältnis von *Authentizität* und *Selektivität* in die Nominalkonstruktion „selektive Authentizität“ überführt. Dabei erscheint *Authentizität* qualitativ und quantitativ als ein großer Pool an Gefühlen (die „Gedanken“ bleiben hier ausgeblendet), aus denen die / der Leitende gewissenhaft mit Blick auf das, was „für die Gruppe hilfreich ist“, auswählt und offenbart:

Die Vorstellung der TZI von ‚selektiver Authentizität‘ gilt für den Leiter auch im Umgang mit den eigenen Gefühlen. Selektiv authentisch zu sein bedeutet eben nicht volle Offenheit, und es bedeutet nicht, sein Herz jederzeit auf der Zunge zu tragen. Selektive Offenheit heißt auch nicht, dass ich als Leiter alle meine Gefühle in der Gruppe zeige oder in jeder Sitzung einmal weinen muss. Es heißt: ich schaue nach innen auf mich und meine Gefühle, ich nehme wahr, was mit mir los ist – und ich zeige als Leiter in der Gruppe *das* und *soviel*, wie es für die Gruppe hilfreich ist, um beim eigenen Lernen weiter zu kommen und Fortschritte zu machen. Und es bedeutet, dass zwischen dem, wie ich mich zeige und dem, der ich wirklich bin, keine zu große Kluft liegt. (Kügler 2009, S. 54)

Unter der Hand, so will es mir scheinen, herrscht hier ein gleichermaßen normatives wie quantitatives Modell von *Authentizität* vor, dem ein sicheres Wissen darüber zugrunde liegt, wer „ich wirklich bin“ und das als *eine prinzipielle Verfügbarkeit von Gefühlen* (und als Irrelevanz

des Intellekts) gedacht wird, bei deren Artikulation nur das rechte Maß gefunden werden muss:

Wenn ich *zu* authentisch bin, kann ich die Gruppe überfordern. Und wenn ich *zu* selektiv bin, gebe ich als Leiter damit ein Modell, was man in dieser Gruppe derzeit ‚darf‘ und was nicht – und das kann die Entwicklung der Gruppe verlangsamen oder sogar behindern. (ebd., S. 54f.)

Dazu ist kritisch anzumerken, dass es „*zu* authentisch sein“ nicht geben kann, wenn denn *Authentizität* ein Konzept der Selbst-Bewusstheit meint. In der Beschreibung scheint es sich mir jedoch gar nicht um *Authentizität* zu handeln, sondern um die Abwehr entweder eines penetranten Sich-in-Szene-Setzens⁶ oder einer emotionalen Abstinenz der Leitperson.

Ebenfalls mit einer Fokussierung (oder Reduktion) auf den emotionalen Bereich und auf das Modellverhalten der Leitperson stellt Ines Leue in ihrer Studienarbeit *TZI in der Mediation* heraus, dass „TZI [...] auch Authentizität, also Echtheit“ fordere; dies bedeute, „dass Störungen bei allen Beteiligten, auch solche beim Mediator, nicht unterdrückt werden und in angemessener Art thematisiert werden sollten. [...] Indem der Mediator seine Gefühle beschreibt und so etwas über sich mitteilt“, könne „er den Konfliktparteien gleichzeitig als Modell dienen“ (Leue 2006, S. 29).

Auch in anderen auf die Gruppenpraxis bezogenen Texten manifestiert sich eine gewisse Tendenz, *Authentizität* sowohl als normative Zielgröße als auch als quantifizierbares Element der Interaktion zu vermitteln. So berichtet Barbara Langmaack von einem Teilnehmer, der meinte, „er müsse seine Gefühle stärker als bisher filtern, um anderen damit nicht zu nahe zu treten. Er erfährt in der Rückmeldung, dass gerade darin seine Authentizität liegt.“ (Langmaack 2004, S. 237) In einem Beispiel der eher „grauen“ Anwenderliteratur im Internet erläutert Tania Konnerth das Verhältnis von *Authentizität* und *Selektivität* unter dem Blickwinkel einer rein funktional verstandenen Selektivität, die allmählich einer größeren Offenheit Platz machen kann, wobei *Authentizität* offenbar vor allem quantitativ mit ‚Mehr-Sagen-Können‘ identifiziert wird:

Um ein faires und vertrauensvolles Miteinander im Team zu erreichen, ist eine gewisse Filterung der eigenen Aussagen notwendig. Es kann nicht jeder immer sofort alles sagen, was ihm oder ihr gerade in den Kopf kommt. Je besser das Team im Laufe der Zeit eingespielt ist, desto mehr kann gesagt werden, weil die anderen die Äußerungen besser einschätzen können. (Konnerth o.J.)

Diese „Umschau“ hinterlässt den Eindruck, als sei der Gebrauch des Begriffs *Authentizität* im TZI-Kontext – wie weiter unten noch zu zeigen sein wird – gewissermaßen in der Diktion und dem Habitus der siebziger Jahre stehen geblieben. Darüber hinaus wird sichtbar, dass er weder einheitlich oder einstimmig gebraucht noch einer kritischen Reflexion innerhalb des Systems unterzogen noch in den Kontext aktueller Theorieüberlegungen außerhalb des Systems gestellt wird. Letzteres möchte ich ansatzweise im folgenden Abschnitt versuchen.

⁶ Dass eine solche Abgrenzung überhaupt ausgesprochen werden muss, ist ein weiterer Hinweis auf die Verankerung einer normativ verstandenen Zieldimension des *Authentischen* im TZI-Diskurs bzw. in der TZI-Praxis.

3 Authentizität – eine Unschärferelation

Die Wurzeln der Wirksamkeit des Begriffs für Moderne und Postmoderne liegen in den Auffassungen der Subjektwerdung des Menschen, die im 18. Jahrhundert ihren Anfang nehmen. Die ältere Begriffsgeschichte, die in die Antike zurückreicht, wird in den folgenden Ausführungen nicht berücksichtigt; sie lässt sich gut im Kapitel „Genealogie“ bei Susanne Knaller (2007, S. 10 ff.) nachvollziehen. Nach eineinhalb Jahrhunderten variierender Bedeutsamkeit des Begriffs gewinnt *Authentizität* mit nahezu rasanter Dominanz an öffentlicher Aufmerksamkeit, als in den neunzehnhundertsiebziger Jahren das Subjekt im Sinne personaler Ganzheitlichkeit und das Private im Sinne politischer Wirksamkeit gleichermaßen den literarischen wie den psychologischen Diskurs zu bestimmen beginnen. Beide Handlungsfelder befruchten sich wechselseitig in einer Vielzahl an Publikationen unter Stichworten wie *Selbsterfahrung*, *Emanzipation* oder *Therapie*: Nicht in erster Linie ästhetische – gar innovative – Gestaltungskraft bildet das Bewertungskriterium solcher Veröffentlichungen, sondern der „spürbare“ Grad an „Ehrlichkeit“, „Betroffenheit“ und „personaler Präsenz“ – kurz: an *Authentizität* – gelten als Indikatoren einer gelungenen Produktion und erfolgreichen, nämlich Anteil nehmenden bzw. identifikatorischen Rezeption. Dies kann man mit Adorno, auf den auch Susanne Knaller rekurriert, durchaus kritisch unter den herrschenden Bedingungen des Kapitals betrachten:

Die Geschichte der Innerlichkeit nach dem Scheitern der bürgerlichen Revolution in Deutschland war vom ersten Tag an auch ihre Verfallsgeschichte. Je weniger das für sich seiende Subjekt vermag; je mehr, was einmal mit Selbstbewußtsein als Innerlichkeit sich bekannte, zum abstrakten Punkt zusammenschrumpft, desto größer die Versuchung, daß Innerlichkeit sich proklamiert und auf den Markt wirft, vor dem sie zurückzuckt. Als Terminus wird sie Wert und Besitz, in den sie sich verschanzt [...]. (Adorno 2003, S. 461)

Adornos Kritik der Entwertung und Vermarktung des *Authentischen* ist eingebettet in seine grundsätzliche Absage an den „Jargon der Eigentlichkeit“, mit der er insbesondere den verführerischen Sprachgebrauch Heideggers als Verkehrung der Tatsachen, als Vernebelung der Machtverhältnisse zu entlarven versucht. In Adornos Argumentation sind insbesondere zwei Argumente von Belang: (1) Die dialektische Spannung zwischen dem *Verlust des Subjekts an Herrschaft* über sich und die Verhältnisse einerseits und der Proklamation einer *als authentisch behaupteten Innerlichkeit* andererseits sowie (2) die *Verdinglichung* dieser Innerlichkeit zur Ware, mit der das Subjekt handeln kann. Damit wird radikal aufgewiesen, dass es ein „an sich“ des *Authentischen* nicht gibt und nicht geben kann, dass Echtheit und Schein sich nicht eindeutig voneinander unterscheiden. Mit anderen Worten: *Authentizität* ist nicht richtig verstanden, wenn sie nur als Ausdruck eines subjektiven Empfindens von Wahrhaftigkeit und Echtheit – sei es auf Seiten des Produzenten oder auf Seiten des Rezipienten – gesehen wird. Sie muss vielmehr immer auch in ihrer gesellschaftlichen Bezogenheit aufgefasst werden, die sowohl in der Begriffsverwendung im jeweiligen historischen und sozialen Diskurs als auch in der Differenziertheit der „authentischen Artikulation“ selbst sich offenbart (oder im naiven Gebrauch des Begriffs sich verhüllt).

Die so genannte „Verständigungs-“ oder „Betroffenheitsliteratur“, die in dieser Ära den „Markt“ beliefert hat, erörtert die neuere literaturwissenschaftliche Autobiographieforschung unter Leitbegriffen wie „neue Subjektivität“, „neue Innerlichkeit“, „subjektive Authentizität“,

„Schreiben als unmittelbarer Ausdruck des Gefühls“ oder „unbedingter Authentizitätsanspruch“ eingehend vor dem Hintergrund einer differenzierten Subjektkritik (vgl. Wagner-Egelhaaf 2005, S. 195–200; vgl. Schneider 1986, S. 14f., der die in der Moderne zunehmende Verdinglichung der Aufrichtigkeit mit der Metapher der „Herzenschallplatte“ beschreibt). Auch wenn diese Welle, der sich auch die Verbreitung der TZI verdankt, inzwischen abgeebbt ist, hat sie doch eine *Hochwertung des Personal-Authentischen* hinterlassen, die genau besehen in einem erheblichen Spannungsverhältnis sowohl zur Aufklärungskritik als auch zum post-modernen Verständnis von situativer, polyvalenter und fluider Subjekthaftigkeit steht. In einer gewissen historischen „Überständigkeit“ bewahrt sich der Authentizitätsbegriff jedoch nicht nur ein nostalgisches, sondern auch ein widerständiges Potential, das nicht bruchlos in der von Adorno kritisierten Marktgängigkeit aufgehen muss.

Insgesamt ist der aktuelle wissenschaftliche *Authentizitätsdiskurs* von einer nicht einfach zu vermittelnden oder gar aufzulösenden Spannung bestimmt: Von den Widersprüchen zwischen der Notwendigkeit von bzw. dem Anspruch auf *Authentizität* einerseits und der Unmöglichkeit ihrer Realisierung andererseits. Aus welchen Gründen auch immer „das für sich selbst seiende Subjekt“ (Adorno) *Authentizität* für sich einfordert, lässt sich dessen Begehren nicht durch Kritik aufheben, sondern nur reflektieren. Und umgekehrt: Auch wenn das Ziel einer in sich erfüllten *Authentizität* unerreichbar ist, verliert es nicht seine Macht als Ausrichtung und Strebung der Selbstverständigung und der interaktiven Kommunikation, die „in einer Sprache Ausdruck finden soll, die sich nach dem Inneren, den Gefühlen richtet und nicht auf Rollenvorgaben und Verstellungen basiert“ (Knaller 2007, S. 18).

So entwerfen – hier folge ich weitgehend Knallers Zusammenfassungen – einige zeitgenössische Autoren Konzepte der *Authentizität* mit hohem ethischem Anspruch. Peter Bürger bezeichne „Authentizität als Signum der Moderne“ und verteidige das „pathos of authenticity“ (Knaller 2007, S. 17; das Bürger-Zitat entstammt einem Interview von 1989). Unter anderen theoretischen Prämissen spiele *Authentizität* bei Jürgen Habermas eine systematische Rolle, insofern sie als ethische Kategorie die Wahrhaftigkeitsansprüche im kommunikativen Handeln betone; „sie ermöglicht evaluative Aussagen, die sich an den privilegierten ‚Ansprüchen auf die Authentizität des Selbstverständnisses oder des Lebensentwurfs einer ersten Person Singular oder Plural‘ orientieren“ (Knaller 2007, S. 29; das Habermas-Zitat entstammt seinem Aufsatz *Zur Architektur der Diskursdifferenzierung* von 2003).

Das viel beachtete *Authentizitätskonzept* von Charles Taylor, das Knaller als „weitaus schlichter[]“ als das von Habermas einstuft, verstehe sich explizit „als moralisches Ideal“, mit dem „die modernen Gefahren der völligen Individualisierung, der Totalisierung von Selbstverwirklichung und des Werterelativismus gebannt werden könnten“ (Knaller 2007, S. 29f.; zum Konzept Taylors vgl. Parthe 2011, S. 20ff.). In etwas differenzierterer Sicht auf Taylor verweist der Philosoph Georg Zenkert in seiner an „Humboldts Idee der sprachlichen Bildung“ ausgerichteten Studie über *Fragmentarische Individualität*, bei aller Kritik an der „undeutlich[en]“ Konturierung des „Authentizitätsideals“ bei Taylor, auf dessen Leistungen bezüglich „der antagonistischen Dynamik des sich bildenden Individuums“, wobei er vorschlägt, das „Authentizitätsideal“ „durch den Bildungsgedanken [Humboldts] klarer zu konturieren“

(Zenkert 2004, S. 707). – Auf die sprachliche Dimension von *Authentizität* komme ich noch zurück.

Alessandro Ferrara „versteht Authentizität als Vermittlungsbegriff zwischen philosophischen, soziologischen und ästhetischen Diskursen und konstruiert diesen als einen an Rousseau ausgerichteten pragmatisch-moralisch gültigen Begriff“; er stelle ebenfalls, so Knaller, „einen moralverheißenden Authentizitätsbegriff“ vor: Authentizität sei

the capacity to accept the undesired aspects of the self, a sensitivity to the inner needs linked with the essential aspects of an identity, and a nonrepressive attitude towards one's inner nature. (Ferrara 1993, S. 27; zit. n. Knaller 2007, S. 30)

Mit den Schlagworten *capacity*, *sensitivity* und *attitude* (*Vermögen*, *Gespür*, *Haltung*) konstituiert Ferrara ein *Authentizitätskonzept*, das zwar einerseits der Vorstellung einer individuellen Identität bedarf, aber andererseits nicht als unmittelbare Artikulation dieser Identität, sondern als deren symbolische Antizipation gedacht werden muss („exemplary self-congruency of a symbolic whole“, Ferrara 1998, S. 19; zit. n. Knaller 2007, S. 31).

Während eher traditionelle Authentizitätsvorstellungen oft mit psychoanalytischen Konzepten der Ich- oder Selbst-Identität in Verbindung gebracht werden, zeigt sich bei näherem Hinsehen, dass der Begriff der *Authentizität* (ebenso wie der der Identität) in der Terminologie der Psychoanalyse – insbesondere bei Freud und seiner Schule – keine Rolle spielt; er taucht weder im *Wörterbuch der Psychoanalyse* von Laplanche / Pontalis noch in den Registern der zentralen Werke Freuds auf. Im Gegenteil: Im Menschenbild der Psychoanalyse ist hingegen die Vorstellung der *Differenz des Authentischen* insofern angelegt, als sie vor allem aus den *Verstellungen und Verschiebungen*, die sich in den unterschiedlichen Artikulationen des Subjekts manifestieren, Erkenntnisse über tief verborgene Wahrheiten zu gewinnen versucht. Freud bezeichnet bekanntlich die gleichermaßen verschleiende wie hinweisende Symbolik des Traums als ‚Königsweg zum Unbewussten‘,⁷ und gerade die Traumsprache wie die Emanationen des Unbewussten insgesamt sind *in ihrer Verschleierung wahrhaftig*. Dieser bei Freud angelegte subjektkritische Ansatz weist auf die postmoderne *Authentizitäts*-Problematik voraus: Das *Authentische* ist hier nicht das, was das Subjekt unmittelbar und echt aus seiner Mitte heraus artikulieren kann, sondern das Ergebnis von Deutungen, die den nicht mehr verfügbaren ‚authentischen‘ Erlebniskern sprachlich umkreisen und konstruierend rekonstruieren. Die für Freuds Ansatz der *talking cure* so entscheidende Dimension der *Echtheitskonstruktion in Sprache* bildet einen Brückenpfeiler zwischen idealistischen über moderne zu postmodernen *Authentizitäts*-Entwürfen.

4 Schiller – eine Miniatur

Ein kurzer Exkurs in die Gedankenlyrik Friedrich Schillers sei erlaubt; mit ihm eröffnet sich auch der Ausblick auf eine vorläufige Konklusion der hier erörterten Problematik. In dem Distichon *Sprache* aus dem Jahr 1797, das diesem Aufsatz als Leitmotiv vorangestellt ist, greift Schiller in der strengen dialektischen Form des metrischen Zweizeilers die Einsicht in eine existentielle Differenz auf, die dem Authentizitätsphänomen inhärent ist: Die unüberwindliche,

⁷ „Die Traumdeutung aber ist die Via regia zur Kenntnis des Unbewußten im Seelenleben“ (Freud 1982, S. 577).

der Sprache selbst eingeschriebene Differenz zwischen Empfinden und Artikulation bzw. zwischen Ausdrucksintention und Ausdrucksmöglichkeit.

Im ersten Vers, dem Hexameter, wird eine Frage in Form einer Exklamation ausgesprochen: „Warum kann der lebendige Geist dem Geist nicht erscheinen!“ Das Ausrufezeichen am Ende des Satzes hebt das Interrogativadverb an dessen Beginn auf und unterstreicht, dass es hier um die Auseinandersetzung mit einer *rhetorischen Frage* geht, nicht um die Beantwortung einer konkreten Frage: Das sprachlich gestaltete Problem ist des Befragens würdig, wenn auch nicht in Frage zu stellen. In dieser Verszeile bewegen wir uns im Raum der zwischenmenschlichen Kommunikation, in dem mit einer gewissen Irritation („Warum“) zu konstatieren (Ausrufezeichen) ist, dass „der lebendige Geist dem Geist nicht erscheinen (kann)!\“, dass also eine unmittelbare geistige Begegnung oder „Offenbarung“ zwischen dem Sprechenden und seinem Gegenüber nicht möglich ist, auch wenn die Beteiligten dessen offenbar begehren.

Vers 2, der Pentameter, lenkt den Blick von der äußeren Kommunikationsebene auf die Ebene der Selbstverständigung des Subjekts. Der Vers setzt überdies zwei formale Mittel ein, um seine antagonistische Intention zu unterstreichen: Die Kursivierung von „*Spricht*“ und „*Seele*“ sowie den Hebungsprall in der Mitte des Verses beim Aufeinandertreffen der zwei betonten Silben „spricht äch!“. Was Schiller hier in denkbarster Verdichtung herausstreicht, ist die Differenz zwischen Empfindung (Seele) und Ausdruck (Sprache):⁸ In dem Moment, so könnte man den Gedanken nachzeichnen, in dem Moment, in dem das Subjekt sein seelisches Empfinden versprachlicht, verstummt die seelische Empfindung selbst; diese hat keine Möglichkeit, sich *unmittelbar* zu artikulieren, und jene, die Artikulation, ist immer schon abgezogen von der Empfindung, ist eine *Ableitung*, nie der direkte Ausdruck des seelischen Empfindens.

Die Reihung der durch S-Alliterationen eng verwobenen Worte *Spricht – Seele – so spricht – schon – Seele* wird jäh von der mit Ausrufezeichen verstärkten Klagepartikel „ach!“ in zwei Teile gegliedert, ja zerrissen. Hier, an der Stelle des Hebungspralls, bietet die Sprache selbst, nämlich die des Verses, einen Ort für die Zerrissenheit des Subjekts, das sich authentisch artikulieren und seinem Gegenüber offenbaren will, dies aber, ach!, nicht vermag. Nicht seines individuellen Unvermögens wegen, sondern wegen der grundsätzlichen und systematischen Divergenz von Empfinden und Ausdruck. Die sprachlichen Zeichen nehmen diese Zerrissenheit in sich auf, ohne sie zu glätten; sie gestalten sie vielmehr ästhetisch aus. Darin ist die *Grenze* der „Sprache“ (so der Titel des Distichon) ebenso aufgehoben wie ihre *Ausdrucksfähigkeit*; das *Begehren* des Authentischen nicht minder als seine *Unerfüllbarkeit*.

5 Vorläufige Konklusion – kein Ende

Auf die hier erörterte Frage nach dem *Authentischen* angewendet, lässt sich folgende vorläufige Konklusion formulieren: Zweifellos bestehen im Individuum selbst sowie in der sozialen Kommunikation und Interaktion – also in den inneren und äußeren Verständigungsdimensionen des Menschen – hohe Erwartungen an möglichst unverstellte, wahrhaftige und

⁸ Wie dramatisch die Verzweiflung sein kann, die bisweilen von dieser unüberwindlichen Differenz ausgelöst wird, lassen Äußerungen in Beziehungskrisen ahnen, die in etwa so lauten: „Ich wollte, ich könnte dir ins Herz blicken!“, „Könnte ich doch nur sehen, was du im Moment denkst!“ – Äußerungen, die Fausts „Die Worte hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube“ auf die Spitze treiben.

unmittelbare Artikulationen dessen, was wir als „Wesentliches“ oder als „innere Wahrheit“ des Subjekts antizipieren. Diese Sehnsucht ist existentiell unterfüttert mit der Angewiesenheit des Menschen auf den Anderen und der unstillbaren Hoffnung, diesem Anderen vertrauen zu können. Diese Spur weist uns in frühkindliche Erlebensräume, in denen sich unsere Erfahrungsmuster bilden und von denen wir annehmen dürfen, dass sie auf den umfassenden und unzerstörbaren Gleichklang in der Mutter-Kind-Dyade hin ausgerichtet sind, die sich ihrerseits, mit Lacan gesprochen, als ‚Phantasmagorie‘ erweist. Auf die Dialektik dieser ebenso notwendigen wie notwendig verfehlten Ureinheit rekurriert das Begehren des *Authentischen* als je neue Aktualisierung. In diesem Sinne ist *Authentizität* nicht der Ausdruck von etwas, das wir *haben*, sondern von etwas, das uns *mangelt* oder dessen Mangel wir befürchten:

Authentizität ist ein Begriff, der insofern an etwas Krisenhaftes gebunden ist, als er situiert ist in problematischen Situationen von Unsicherheit und Unwissenheit, in denen durch Authentizität eine Evidenz zu schaffen ist, die es anders nicht gibt. Ein Gutteil unserer Lebenswelt realisiert sich in der Form von Praktiken, in denen Authentizitätsfragen keine Rolle spielen, weil das, was wir tun, im Brauchtum, Tradition, Alltagsritualen und dem unhinterfragten Horizont unseres Daseins verankert ist. (Krämer 2012, S. 25 f.)

Aus dieser Sphäre stammt vermutlich auch die ebenso unzweifelhaft im Menschen angelegte Fähigkeit, *Authentizität* – und ihr Fehlen – emotional oder intuitiv wahrnehmen zu können. Nahezu jeder kennt Begegnungen, in denen uns eine Irritation signalisiert, dass der Andere, womöglich gegen seine eigene Intention, nicht „aus seiner Mitte heraus“ spricht oder handelt, sondern dass eine Differenz spürbar wird zwischen (einem hypothetisch geahnten oder ersehnten) Sein und dem artikulierten Schein.⁹ Diese Differenz „empfinden“ wir dann als Mangel an *Authentizität*, dem wir insbesondere in vertrauteren (Gruppen-)Situationen durch Feedback oder Intervention abzuhelpen versuchen. Das hierfür in uns angelegte Sensorium ist ein wichtiger, aber keineswegs verlässlicher Indikator für unser Vertrauen in die Äußerung des Gegenübers; es verweist letztlich mehr auf unsere eigene Wahrheit als auf die des Anderen, der womöglich gerade darin *authentisch* ist, dass er inkongruent und unauthentisch wirkt.

Es ist von empirischer Evidenz, dass es ein *Begehren nach Authentizität* und eine *Fähigkeit zur Wahrnehmung von Authentizität* gibt. Demgegenüber bestehen jedoch auch unüberwindliche *systematische Differenzen* zwischen der Intention der authentischen Selbstverständigung und Interaktion einerseits und dem Medium der Sprache andererseits als einem unumgänglich mittelbaren Ausdruckvermögen des Menschen, dem die ersehnte Unmittelbarkeit nicht zukommt. Um es radikal postmodern zu sagen: Sprache (und Sprach-Handeln) ist nie „echt“, sondern immer „Inszenierung“ – und nur darin echt, dass sie Inszenierung ist. Diese Argumentationsbasis ist für eine emphatische *Authentizitäts-Hoffnung* oder -Gläubigkeit brüchig, was eine der Ursachen sein mag für die weit verbreitete Leugnung der Unwägbarkeiten des Begriffs. Denn weder authentisch *sein*, noch authentisch *handeln* noch authentisch *wirken* lassen sich durch einen möglichst hohen Deckungsgrad an „Echtheit“ herstellen oder belegen, auch wenn sie in bestimmten Settings inszenatorisch so *empfunden* werden – Glücksmomente einer tiefen Verbundenheit können ebenso damit einhergehen wie „schale Gefühle“ als Reaktion

⁹ Solche Differenzen werden oft als Inkongruenz zwischen Körperausdruck und Sprachhandlung oder zwischen Artikulation und Wirkung wahrgenommen und lösen ein mehr oder weniger vages „hier stimmt etwas nicht“ aus.

auf Äußerungen, die wir an uns selbst oder bei anderen als „sentimental“ oder gar „kitschig“ empfinden. Barbara Kern (2012) fasst es pointiert zusammen:

Eine als authentisch bezeichnete Person wird als real, unverbogen und ungekünstelt wahrgenommen. Interessanterweise muss es sich dabei nicht um die tatsächlichen Eigenschaften der betrachteten Person handeln. Auch Zuschreibungen von Betrachtern können den Eindruck der Authentizität verursachen, d. h. Authentizität ist inszenierbar.

Aktuelle Studien und Ratgeber zur Organisationsentwicklung sprechen sogar provozierend vom „Mythos Authentizität“ (Niermeyer 2010), das Verhältnis von „Authentizität und Inszenierung in der Organisationskommunikation“ wird unter „Alles nur Theater“ subsumiert (Szyzka 2012) und grundsätzlich gilt die Devise, *Authentizität* zeige sich vor allem darin, dass und wie erfolgreiche Manager die von ihnen übernommenen Rollen überzeugend ausfüllen können.

Wenn im kulturwissenschaftlichen Kontext von „Inszenierung von Authentizität“ die Rede ist (vgl. exemplarisch Fischer-Lichte; Pflug [Hg.] 2000), wird nicht einer der beiden Antagonisten, sondern der Widerspruch selbst auf den Begriff gebracht. Diese Paradoxie soll ins Bewusstsein heben, dass die Frage nach der „Echtheit“, „Wahrhaftigkeit“ und „Selbstaufrichtigkeit“ nicht dort beantwortet wird, wo nichts inszeniert und alles wahr zu sein scheint; vielmehr ist diese Frage ständig im jeweiligen Handeln je neu zu stellen und zu gestalten – keine Antwort nirgends.

Was aber bleibt dann noch von *Authentizität* übrig? Schiller spricht es nicht aus, sondern lässt es sich ereignen: Was bleibt, ist die Sprache als ein Medium der Performanz, das diese Differenz, Bruch und Verbindung, in sich aufnehmen und ihr Ausdruck verleihen kann. Das ICH, das von sich spricht, tritt in Distanz zu dem ICH, von dem es spricht; das Subjekt macht sich selbst zum Objekt und kann diesen Riss in Sprache überbrücken, aber nicht heilen.¹⁰ Damit sei angeregt, *Authentizität* so zu denken, dass sie im Sinne einer emphatischen Begriffsbestimmung als unmittelbare Übereinstimmung von Denken, Fühlen und (Sprach-)Handeln ausgedient hat. So gibt es sie nicht und kann es sie nicht geben und alles Streben danach ist eitel.

Unter der Prämisse, dass dieses Verständnis von *Authentizität* nicht im Verweis auf ein zu überwindendes Defizit sich erschöpft, lässt sie sich durchaus als zeitgemäßes Konzept des „Werdens durch Selbsta Ausdruck“ in der „Gleichzeitigkeit von Partizipation und Beobachtung, Referenz und Selbst-Reflexivität, Formierung und Handlung“ (Knaller 2007, S. 183) verstehen. Sie vollzieht so die Wandlung von konstativer Statik zu dynamischer Performanz, von naiver Nostalgie zu kritischer Potenz: Als performative Äußerung umfasst *Authentizität* „eine selbst-reflexive Haltung, Diskontinuitätserfahrung und eine durch Medialisierung bedingte Paradoxie“ (Knaller 2007, S. 149 f.), die sich nicht mehr auf der Ebene des Konstatierens von Seiendem (d. h. von Gefühls- oder Gedankeninhalten eines als Container gedachten Individuums) situieren, sondern nur als *Prozess der Schaffung* psychischer und sozialer Gegebenheiten im ständigen Fluss der sprachlichen Verständigung mit sich selbst und den anderen – mithin als *Inszenierung von Vorübergehendem* – entwerfen lässt.

¹⁰ Lacan nutzt die differenten ICH-Pronomina des Französischen, *je* und *moi*, um diesen Riss zu markieren.

Dabei weist der Charakter des *Authentischen* über die bloße Zufälligkeit und Gleichgültigkeit hinaus, die dem Performativen als Negativfolie hinterlegt ist, auf ein verpflichtendes und verbindliches Moment in der verantwortlichen Kommunikation mit sich selbst und mit anderen. *Authentizität* ist so verstanden alles andere als spontan und auch kein Antagonist der Selektivität – im Gegenteil: Sie schließt selbstkritische Reflexivität und damit Selektivität ein. Eine Artikulation des *Authentischen* kann nur dann selbst als *authentisch* gelten, wenn sie die ihr zugehörigen Bedingungen und Widersprüche mit-artikuliert. Ihr widerständiges oder im Sinne der TZI störendes Potential, von dem oben die Rede war, kann *Authentizität* dann entfalten, wenn sie nicht um den Preis der Leugnung der Widersprüche und Brüche erkauft, sondern in generativen Austausch mit ihnen gebracht wird.

Jedoch ist damit keine Antwort auf die Frage der *Authentizität* gegeben, sondern sie ist uns als Aufgabe gestellt, jenseits aller *Authentizitäts*-Emphase sprachliche Ausdrucksformen zu entwickeln, die sowohl das Angewiesensein auf *Authentizität* als auch deren Uneinlösbarkeit gestalten, um den Begriff *Authentizität* aus dem Gefängnis der normativen Imperative in das offenere Feld der gemeinsamen Suche nach ihrer Bedeutsamkeit für uns und unsere Verantwortung füreinander zu entlassen.

Literatur

- Adorno, Theodor W. (2003): Negative Dialektik. Jargon der Eigentlichkeit [1964]. Gesammelte Schriften. Band 6. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Assmann, Aleida (2012): Authentizität – Signatur des abendländischen Sonderwegs? In: Renaissance der Authentizität? Über die neue Sehnsucht nach dem Ursprünglichen. Hg. von Michael Rössner und Heidemarie Uhl. Bielefeld: transcript, S. 27–42
- Cohn, Ruth C. (1975): Von der Psychoanalyse zur Themenzentrierten Interaktion. Stuttgart: Klett-Cotta
- Ferrara, Alessandro (1993): Modernity and Authenticity. Albany: University Press
- Ferrara, Alessandro (1998): Reflective Authenticity. London; New York: Routledge
- Fischer-Lichte, Erika; Pflug, Isabel (Hg.) (2000): Inszenierung von Authentizität. Basel; Tübingen: Francke
- Foucault, Michel (1984): Von der Freundschaft als Lebensweise. Michel Foucault im Gespräch. Berlin: Merve
- Freud, Sigmund (1982): Die Traumdeutung [1900]. Studienausgabe Band 2. Frankfurt a. M.: Fischer
- Hintner, Regina; Middelkoop, Theo; Wolf-Hollander, Janny (2009): Partizipierend Leiten. In: Handbuch Themenzentrierte Interaktion (TZI). Hg. von Mina-Schneider-Landolf, Jochen Spielmann und Walter Zitterbarth. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 183–188
- Keel, David (2009): Hilfsregeln. In: Handbuch Themenzentrierte Interaktion (TZI). Hg. von Mina-Schneider-Landolf, Jochen Spielmann und Walter Zitterbarth. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 195–200
- Kern, Anne-Barbara (2012): Rolle und Authentizität.
URL: http://www.in-mediation.eu/rolle-und-authentizitat#_ftnref3 [verifiziert: 30.08.2014]
- Knaller, Susanne (2007): Ein Wort aus der Fremde. Geschichte und Theorie des Begriffs Authentizität. Heidelberg: Winter
- Konnerth, Tania (o.J.): Grundregeln der TZI.
URL: <http://www.zeitzuleben.de/2499-tzi-themenzentrierte-interaktion-nach-r-c-cohn/3/>
[verifiziert: 30.08.2014]
- Krämer, Sybille (2012): Zum Paradoxon von Zeugenschaft im Spannungsfeld von Personalität und Depersonalisierung. Ein Kommentar über Authentizität in fünf Thesen. In: Renaissance der Authentizität? Über die

- neue Sehnsucht nach dem Ursprünglichen. Hg. von Michael Rössner und Heidemarie Uhl. Bielefeld: transcript, S. 15–26
- Kügler, Hermann (2009): Gefühle beim Leiten. In: Themenzentrierte Interaktion, Jg. 23, H. 1, S. 49–56
- Langmaack, Barbara (2004): Einführung in die Themenzentrierte Interaktion. Weinheim: Beltz, 3. Aufl.
- Leue, Ines (2006): TZI in der Mediation. O. O.: Grin-Verlag [eBook].
URL: http://books.google.de/books/about/TZI_in_der_Mediation.html?hl=de&id=1uFK2Sa17zAC
[verifiziert: 30.08.2014]
- Luckner, Andreas (2007): Wie man zu sich kommt – Versuch über Authentizität. In: Freies Selbstsein. Authentizität und Regression. Hg. von Julius Kuhl und Andreas Luckner. Göttingen: Vandenhoeck & Rupprecht, S. 9–48
- Matzdorf, Paul; Cohn, Ruth C. (1992): Das Konzept der Themenzentrierten Interaktion. In: TZI. Pädagogisch-therapeutische Gruppenarbeit nach Ruth C. Cohn. Hg. von Cornelia Löhmer und Rüdiger Standhardt. Stuttgart: Metzler, S. 39–92
- Niermeyer, Rainer (2010): Mythos Authentizität. Die Kunst, die richtigen Führungsrollen zu spielen. Frankfurt a. M.: Campus
- Parthe, Eva-Maria (2011): Authentisch leben? Erfahrung und soziale Pathologien in der Gegenwart. Frankfurt a. M.; New York: Campus
- RCI (o.J.): Die wesentlichen Elemente des TZI-Konzepts.
URL: http://www.ruth-cohn-institute.com/page/6/jfin_inhalt_tzi-konzept&mm=13&sub=14
[verifiziert: 30.08.2014]
- Rieger, Markus (2000): Aufdringlich authentisch – Beobachtungen zum TZI-Habitus. In: Themenzentrierte Interaktion, Jg 23, H. 2, S. 9–22
- Sartre, Jean Paul (1995): Das Sein und das Nichts. Reinbek: Rowohlt
- Saupe, Achim (2012): Authentizität, Version: 2.0. In: Docupedia-Zeitgeschichte, 22.10.2012,
URL: http://docupedia.de/zg/Authentizit%C3%A4t_Version_2.0_Achim_Saupe
[verifiziert: 15.06.2014]
- Schiller, Friedrich (1797): Tabulae votivae. Schillers Werke. Frankfurt a. M.: Insel 1966, Bd. 3, S. 145
- Schneider, Manfred (1986): Die erkaltete Herzensschrift. Der autobiographische Text im 20. Jahrhundert. München; Wien: Hanser
- Stangl, Werner (o.J.): Themenzentrierte Interaktion. Werner Stangls Arbeitsblätter.
URL: <http://arbeitsblaetter.stangl-taller.at/KOMMUNIKATION/TZIREgeln.shtml> [verifiziert: 30.08.2014]
- Szyszka, Peter (Hg.) (2012): Alles nur Theater. Authentizität und Inszenierung in der Organisationskommunikation. Köln: Halem
- Taylor, Charles (1995): Das Unbehagen an der Moderne. [OA: The Ethics of Authenticity, Toronto 1991]. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Wagner-Egelhaaf, Martina (2005): Autobiographie. Stuttgart; Weimar: Metzler, 2. aktual. u. erw. Aufl.
- Zenkert, Georg (2004): Fragmentarische Individualität. Wilhelm von Humboldts Idee sprachlicher Bildung. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Jg. 52, H. 5, S. 691–707